



**GUILLAUME** Die Gesellschaft  
**MARTIN** des Pelotons

*Eine Philosophie des Einzelnen in der Gruppe*

covadonga

Guillaume Martin

# DIE GESELLSCHAFT DES PELOTONS

Eine Philosophie des  
Einzelnen in der Gruppe

*Aus dem Französischen  
von Christoph Sanders*



# ***Inhalt***

Vor dem Rennen

**7**

Warmfahren

**11**

Der Start: *In die Ausreißergruppe gehen*

**25**

Mitte der Etappe: *Das Peloton kontrolliert*

**69**

Finale: *Mit sich spielen, mit den anderen spielen*

**123**

Nachbesprechung

**171**

Zusammenfassung des Rennens

**179**

## *Vor dem Rennen*

*Das Peloton besteht aus Einzelgängern, die nicht anders können, als zusammenzuleben.* Dieser Satz bringt recht gut die These meines Buchs auf den Punkt. Ich habe ihn mir beim Radfahren in der Sierra Nevada in ungefähr zweitausend Meter Höhe ausgedacht. Da saß ich schon seit sechseinviertel Stunden allein auf dem Rad. Mir blieben noch ungefähr dreißig Minuten bis zu meiner Unterkunft. Es war Februar. Der Himmel war vollkommen blau. Selbst in dieser Höhe betrug die Temperatur immer noch um die zehn Grad, was sehr angenehm war. Während meiner Trainingsausfahrt hatte ich viertausendfünfhundert Höhenmeter überwunden und ungefähr ebenso viele Kalorien verbrannt. Nebenher hörte ich einen Podcast über die Sängerin Barbara, während ich auf der einen Seite den Pico Veleta und auf der anderen das Tal von Granada bewundern konnte. Ich fühlte mich unglaublich gut. Die von der Anstrengung ausgeschütteten Endorphine hatten mich in einen Zustand seliger Kontemplation versetzt, der in mir Gedanken weckte, die mir nie gekommen wären, hätte ich die Zeit am Schreibtisch oder in Begleitung verbracht. Ich kostete den Moment aus und sagte mir, dass dieser Tag athletischer Einsamkeit es mir ermöglicht hatte, so etwas wie die Gnade der Glückseligkeit zu erfahren.

Und das warf eine Frage auf. Statt den Radsport als Beruf auszuüben, mit allen Einschränkungen, die das impliziert, vom millimetergenau abgezielten Trainingsprogramm bis hin zur Anforderung, Gegner im Wettkampf zu besiegen, warum nicht eher eine Lebensweise wählen, die es mir fast täglich ermöglichen würde, zu dieser egoistischen Ekstase zu gelangen, die niemand trüben konnte? Warum nicht eine Weltumrundung auf dem Fahrrad beginnen, bei der es nichts außer mir und dem Rad gäbe?

Bei diesem Stand der Überlegungen kam mir der Gedanke, dass sich dies gut als Einleitung für das Buch über »die Gesellschaft des Pelotons« eignen würde, das ich gerade fertigstellte. Und mir wurde in gewisser Weise bewusst, dass ich Lust, ja, vielleicht sogar ein Bedürfnis hatte, diese ganz persönlichen Empfindungen zu *teilen*. Egal, wie beglückend die Erfahrung war, die ich gerade machte: Mir wurde klar, dass sie hohl blieb, wenn sie allein auf mich begrenzt bliebe.

Immer wenn ich eine Zeit lang mit anderen Menschen zusammen bin – sogar solchen, denen ich mich sehr verbunden fühle –, kommt der Moment, an dem ich mich von ihrer Anwesenheit lösen muss. Ich ertrage sie nicht länger. Dann gehe ich einige Minuten oder einige Stunden in einen anderen Raum oder ich begeben mich für Wochen in ein Einzeltrainingslager. Erstaunlicherweise wächst dann recht schnell das Bedürfnis, mich über Erlebnisse und Alltäglichkeiten auszutauschen. Filme, die mich in Gegenwart anderer gelangweilt hätten, begeistern mich, und ich verspüre einen fast zwanghaften Wunsch, meinen Enthusiasmus weiterzugeben. Dann nehme ich wieder Kontakt zu den anderen auf, denselben Menschen, die mich noch vor einigen Momenten anwiderten und die mir jetzt doch so fehlen. Oder ich setze mich

hin und fange an zu schreiben, was ja in gewisser Weise aufs Gleiche hinausläuft, denn auch dabei geht es darum, das Empfundene mit anderen zu teilen.

Was ich hier beschreibe, hat der deutsche Philosoph Immanuel Kant im 18. Jahrhundert theoretisch in seinem Aufsatz zur »ungeselligen Geselligkeit« formuliert.<sup>1</sup> Der Hauptgedanke kann recht leicht zusammengefasst werden: *Wir können nicht mit den anderen leben, aber auch nicht ohne sie.* Ich denke, wir alle haben auf unterschiedliche Weise die gleiche Erfahrung gemacht. Wir sind Einzelwesen, die gemeinsam leben müssen.

Radrennfahrer kultivieren diesen Widerspruch vielleicht etwas mehr als der Durchschnittsbürger. Sie sind von einem starken Willen zur Selbstbehauptung getrieben. Sie wollen *sich* durchsetzen. Und dennoch leben sie in Gemeinschaft, verbringen zwei Drittel des Jahres mit Kollegen in gemeinsamen Hotelzimmern, müssen Anweisungen eines Betreuerstabs folgen und haben keine andere Wahl, als in Mannschaften zu kooperieren, um Rennen gegen Konkurrenten zu gewinnen. Als Sportler mit besonders ausgeprägter Individualität müssen wir ständig mit von außen auferlegten Zwängen zurechtkommen. Die aber sind nichts im Vergleich mit unserem inneren Bedürfnis, trotz unserer natürlichen Ungeselligkeit mit anderen zusammen zu sein.

In Wahrheit, dessen bin ich mir durchaus bewusst, würde mir auf einer Weltumrundung mit dem Fahrrad sehr schnell langweilig. Ich würde den Kitzel des Wettkampfs, die medialen Schmeicheleinheiten oder die gemeinsame Arbeit an der Leis-

---

1. Immanuel Kant: *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht*, 1784.

tungssteigerung bald vermissen, ganz zu schweigen von dem Genuss, den mir ein Sieg dank der Hilfe meiner Mannschaftskameraden verschafft.

Wenn ich nach einer langen Ausfahrt mit dem Rad diesen Augenblick der Schwerelosigkeit und Freiheit auskosten kann, den Moment absoluter Selbstfokussierung oben auf den steilen Straßen der Sierra Nevada, in einem Ohr einen kleinen Kopfhörer, der Geist wach und die Augen offen, dann deshalb, weil ich im Grunde schon weiß, dass ich in ein paar Tagen meine Mannschaft wiedersehen werde, meine Betreuer und Teamkollegen, und dass der kleine Hörer im Ohr durch einen anderen kleinen Hörer im Ohr ersetzt wird, über den jemand mit mir sprechen wird, dem ich antworten kann. Mitunter rege ich mich darüber auf, derart ferngesteuert und in meinem Wunsch nach Unabhängigkeit eingeschränkt zu werden. Aber wenigstens habe ich bei Bedarf immer jemanden, über den ich mich ärgern kann. Selbst im Konflikt habe ich einen Austausch. Eine Existenz ohne Koexistenz wäre das Schlimmste. Denn dann wäre es nicht möglich, vom Genuss zu träumen, den man daran findet, endlich wieder allein zu sein.

Dieser Spagat zwischen der Notwendigkeit zur Kooperation und der Utopie eines Eremitendaseins ist mein Alltag als Radsportler. Aber mir scheint, diese Erfahrung gleicht recht genau der, die jeder in diesem großen Peloton macht, das wir Gesellschaft nennen.

## *Warmfahren*

Drei Ausreißer kämpfen im Finale eines Radrennens dagegen an, vom Peloton wieder eingefangen zu werden. Die große Meute kommt der kleinen Fluchtgruppe, die seit dem Beginn der Etappe vor hundertachtzig Kilometern in Führung ist, gefährlich näher. Einige Kilometer vor dem Ziel bleibt ihnen nur noch ein Vorsprung von dreißig Sekunden. Es könnte hinaus! Natürlich nur unter der Bedingung, dass sie sich verständigen.

Die drei Rennfahrer wissen, dass sie ihre Kräfte koppeln müssen, um eine Siegchance zu haben. Ihr Heil liegt in der perfekten Zusammenarbeit bis auf die letzten paar hundert Meter. Dann ist die Zeit gekommen, an den Etappensieg zu denken, »die Schenkel sprechen zu lassen«, um den Gewinner zu ermitteln. Die notwendige Voraussetzung aber ist, dass sie erst mal in die richtige Ausgangslage für den Sieg kommen.

Und dennoch hebt sich jeder der drei gegen alle Logik ein wenig Kraft auf, trickst in der Hoffnung, von der Arbeit der anderen zu profitieren, um am Ende den Lorbeer zu ernten. Zwietracht hält Einzug, die Spitzengruppe zeigt Auflösungserscheinungen, verliert an Effizienz. Zwangsläufig wird sie drei Kilometer vor dem Ziel gestellt. Alle haben verloren.

Sind wir als Mitglieder einer Gesellschaft, die sich der größten Herausforderung ihrer Geschichte stellt – dem Klimawandel –, nicht auch diesen Radrennfahrern ähnlich, die wissen, wie sie sich verhalten müssten, aber dennoch anders handeln? »Ich erkenne das Gute und billige es, tue aber dennoch das Schlechte«, schrieb Ovid vor zweitausend Jahren. Man muss annehmen, dass dieser Widerspruch zwischen unserem Handeln und dem, was uns die Vernunft gebietet, weiterhin besteht. Ganz gleich, wie groß und überzeugend der Stand des Wissens ist, angesichts unseres schwachen Willens, angesichts all der täglichen Verführungen und des Hungers nach sofortiger, individueller Befriedigung fällt es in sich zusammen.

Mich fasziniert dieses Mysterium: Warum schlagen menschliche Verhaltensweisen manchmal eine völlig entgegengesetzte Richtung ein, statt dem Weg zu folgen, den die Gesetze der Logik vorgeben? Mehrfach wurde ich im Laufe meiner Karriere als Radsportler mit dieser Tatsache konfrontiert, was zu einigen herben Enttäuschungen geführt hat. Ich antizipierte bestimmte strategische Entscheidungen meiner Gegner, sagte mir, dass das Peloton sich angesichts der aktuellen Rennsituation *gar nicht anders verhalten könne*, als ich es mir in meiner Vorstellung ausmalte, und richtete meine Taktik entsprechend dieser Erwartung aus. Häufig haben mich dann die realen Rennverläufe auf dem völlig falschen Fuß erwischt und desillusioniert, sie waren willkürlich und verdammt inkonsequent.

Als ich mich bei einem Rennen in der Bretagne vor einigen Jahren mit sieben oder acht Fahrern in der Ausreißergruppe befand, kamen zwei davon aus derselben Mannschaft. Ich schlussfolgerte logischerweise, dass einer der beiden sich für den Erfolg seines

Teamkollegen opfern würde. Als dann ein anderer Fahrer aus der Gruppe attackierte, beobachte ich die beiden Fahrer des besagten Teams in der Erwartung, dass einer von ihnen die Verfolgung aufnehmen würde. Doch keiner rührte sich. Wahrscheinlich eine Folge interner Rivalität, oder aber der sportliche Leiter machte seine Arbeit nicht. Wie dem auch sei, letztlich war ich geschlagen und konnte nur mit Wut den zukünftigen Sieger davonziehen sehen, während wir uns dämlich zu Grabe tragen ließen.

Zu meiner eigenen Überraschung habe ich mich auch selbst oft gegen alle radsportliche Weisheit agieren sehen, wenn ich zum Beispiel voll attackierte, als Ruhe geboten war, oder nonchalant abwartete, als ich in Aktion hätte treten müssen. So, als brächte mich das Feuer des Rennens aus der Fassung und würde dabei einen unkontrollierbaren Doppelgänger erzeugen. In Wahrheit blieb ich auch in solchen Situationen ein und derselbe Rennfahrer; ich wurde vielmehr von zwei dissonanten Stimmen durchdrungen, die ich nicht zur Deckung bringen konnte. Die Widersprüchlichkeit hatte von mir Besitz ergriffen. Manches Rennen habe ich so verloren.

Im französischen Radsportjargon ist oft die Rede von Fahrern, die mit »*la science de la course*« gesegnet seien, mit der »Wissenschaft des Rennens«. Der Ausdruck ist schlecht gewählt. Man sollte es passender wie Louis Nucéra in *Mes Rayons de Soleil* ausdrücken, der sagt, gewisse Fahrer besäßen einen »Sinn fürs Rad, so, wie man auch über ein musikalisches Gehör verfügen kann«.<sup>1</sup> Ein sportlicher Wettbewerb gehorcht nicht den Natur-

---

1. Louis Nucéra, *Mes Rayons de Soleil*, Grasset, 1987.

gesetzen – darin liegt sein ganzer Charme. Er ist nicht nur das Ergebnis von Formeln, Daten und Messwerten.

Fraglos hat die Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten im Sport einen bedeutenden Platz erobert. Radsportteams umgeben sich mit Universitätswissenschaftlern, die sie in allen theoretischen Aspekten der Leistungsfähigkeit beraten. Wir arbeiten mit Powermetern, deren Messwerte es oft erlauben, grob das Klassement einer Bergankunft vorherzusagen, indem man Wattzahlen durch das Gewicht der Fahrer teilt. Auf gleiche Weise wurden die Position auf dem Rad, die Wahl der Textilien oder das Material untersucht und optimiert. Rennstrategien (kollektive Leistungseinteilung, Ernährungsstrategien) werden genauso modelliert.

Doch inmitten dieses Ozeans von Tests und Messungen weigert sich ein Tröpfchen Wahnsinn, in der Masse aufgelöst zu werden. Man nennt es den Instinkt, die praktische Intelligenz – eine Eigenschaft, die wir gern französischen Athleten zuschreiben (der berühmte »*French Flair*«), die aber doch bei allen großen Sportlern vorhanden ist und sie befähigt, in wenigen Sekunden eine monatelange, minutiöse Vorbereitung aufs Spiel zu setzen. Im Radsport warf man oft den Fahrern des britischen Team Sky vor, das Ereignis Tour de France durch eine allzu analytische Herangehensweise zu ersticken. Doch 2016 waren es zwei aberwitzige Aktionen des Sky-Kapitäns Christopher Froome – zunächst eine Attacke in der Abfahrt vom Col de Peyresourde und dann ein Angriff in der windgebeutelten Ebene –, die ihm den dritten seiner vier Tour-de-France-Siege sicherten. Die Risikofreude hatte über den Kontrollwillen gewonnen: Der Körper hatte den Kopf überlistet. Es war von Erfolg gekrönt.



»Wie kann man zu einem Kollektiv gehören,  
ohne seine persönlichen Ambitionen aufzugeben?  
Wie kann man zusammenleben, ohne sich selbst zu opfern?  
Das sind Fragen, die jeden Radrennfahrer Tag für Tag  
beschäftigen – und die meiner Ansicht nach heute  
für uns alle, als Gesellschaft, hochaktuell sind.«

**Guillaume Martin**

ISBN 978-3-95726-066-6



9 783957 260666

covadonga